

Leineweber, Christian

Die Transformation des Unbewussten. Selbstwissen unter den Bedingungen der Digitalität

MedienPädagogik (2024) 63, S. 69-91



Quellenangabe/ Reference:

Leineweber, Christian: Die Transformation des Unbewussten. Selbstwissen unter den Bedingungen der Digitalität - In: MedienPädagogik (2024) 63, S. 69-91 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-354649 - DOI: 10.25656/01:35464; 10.21240/mpaed/63/2024.09.15.X

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-354649>

<https://doi.org/10.25656/01:35464>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange Sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and render this document accessible, make adaptations of this work or its contents accessible to the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Themenheft 63: Homo digitalis. Neue Fragestellungen der Medienpädagogik aus anthropologischer Perspektive.

Herausgegeben von Manuela Pietraß und Jörg Zirfas

Die Transformation des Unbewussten

Selbstwissen unter den Bedingungen der Digitalität

Christian Leineweber¹ 

¹ FernUniversität in Hagen

Zusammenfassung

Der Beitrag sucht eine Antwort auf die Frage nach dem Homo digitalis, indem er den Begriff des Selbstwissens unter den Bedingungen der Digitalität reflektiert. Adressiert wird damit der Sachverhalt, dass sich das Wissen einzelner Menschen über sich selbst durch das epistemische Potenzial von Codes, Algorithmen und Künstlicher Intelligenz transformiert. Es wird ein anthropologisch fundierter Theoriezusammenhang entwickelt, der sprachphilosophische, bildungstheoretische und psychoanalytische Perspektiven miteinander verschränkt. Darauf basierend kann die These dargelegt werden, dass das Digitale nicht bloss auf der Ebene des Bewussten, sondern ebenso auf der Ebene des Unbewussten in die subjektive Handlungs- und Erfahrungswelt eingreift. Der Beitrag endet mit der Suche nach einer medienpädagogischen Positionierung gegenüber dieser These.

The Transformation of the Unconscious. Self-Knowledge under the Conditions of Digitality

Abstract

The contribution searches an answer to the question of homo digitalis by reflecting on the concept of self-knowledge under the conditions of digitality. It addresses the fact that the knowledge of individuals about themselves is being transformed by the epistemic potential of codes, algorithms and artificial intelligence. An anthropologically based theoretical context is developed that combines perspectives from philosophy of language, educational theory, and psychoanalytic theory. Based on this, the thesis is elaborated that the digital intervenes in subjective agency not merely at the level of the conscious, but at the level of the unconscious. The contribution ends with the search for a media-educational position on this thesis.

1. Einleitung

Der digitale Wandel der Gesellschaft geht mit Veränderungen des Nachdenkens über den Menschen einher. Als «epistemische Akteure» (Jörissen 2015, 216) haben sich digitale Medien ihres blossen Werkzeugcharakters entledigt, um mit dem Menschen in eine aktive und produktive Beziehung zu treten (vgl. Allert und Asmussen 2017). Schien es lange überzeugend, den Menschen als ein hermeneutisches Wesen zu beschreiben, das sein Welt- und Selbstverhältnis zuvorderst durch sprachlich kommunizierten Sinn konstituiert (vgl. exemplarisch Habermas 1973, 120f.), werden Sinnstiftungen im Zeitalter des Digitalen zusätzlich durch die Entwicklung digitaler Hermeneutiken erzeugt (vgl. Romele 2020). Sofern in phylogenetischer Hinsicht «der Übergang des Menschen von der Natur zur Kultur durch die Sprache markiert» worden ist (Garz und Ackermann 2006, 325), ebnen technische Modelle, Codes, Algorithmen oder Künstliche Intelligenzen den Weg in eine Kultur der Digitalität (vgl. Stalder 2016), indem sie sich an Handlungs- und Erkenntnisprozessen beteiligen (vgl. Baecker 2018, 20). Dieser Beteiligung liegt auf den ersten Blick die Förderung rationaler, logisch strukturierter und vernünftig begründeter «Muster» zugrunde (vgl. Nassehi 2019; Leineweber 2022a, 116f.), denn ein wesentliches Potenzial von technischen Modellen, Codes, Algorithmen oder Künstlichen Intelligenzen ist darin zu sehen, dass sie Genauigkeit und Nachprüfbarkeit versprechen, was sie letzten Endes dazu «prädestiniert [...], eine herausgehobene Rolle in Gesellschaften zu spielen, die sich als rational und aufgeklärt verstehen» (Mau 2018, 27).

Der vorliegende Beitrag unternimmt eine anthropologische Reflexion der hier skizzierten Tendenzen, indem er die bislang vorliegenden Erkenntnisse zu den epistemologischen Potenzialen digitaler Medien um Betrachtungen über die Grenzen der menschlichen Erkenntnisfähigkeit vor dem Hintergrund des digitalen Wandels in der Gesellschaft erweitert. Die These lautet, dass maschinelle Berechnungen nicht bloss auf der Ebene des Rationalen, Logischen und vernünftig Begründeten, sondern zunehmend auf der Ebene des Irrationalen, Assoziativen und Affektiven wirken. Um den Blick für diese These zu schärfen, fragen die folgenden Betrachtungen nach dem Begriff des *Selbstwissens unter den Bedingungen der Digitalität*.¹ Adressiert wird damit der Sachverhalt, dass sich das Wissen einzelner Menschen über sich selbst grundlegend anhand der Erkenntnisstrukturen transformiert, die digitale Medien in ganz unterschiedlichen lebensweltlichen Kontexten generieren. Der Begriff des Selbstwissens lässt dabei einen epistemischen Akt fokussieren, in dem die «erkennende und erkannte Instanz» zusammenfallen (Senarclens de Grancy 2018, 9). Digitale Techniken greifen durch autooperativ generierte Sinnstiftungen auf diesen epistemischen Akt zu, indem sie uns auf vielfältige Weise – beispielsweise in der quantifizierenden Darstellung von Likes und Dislikes, individuell abgestimmten

1 Der Begriff des Selbstwissens ist einer gleichnamigen psychoanalytischen Studie von Moritz Senarclens de Grancy (2018) entlehnt.

Handlungsempfehlungen durch Apps in den Bereichen Fitness, Weiterbildung usw. oder vermessenden Strukturen wie Zitationsdatenbanken im Wissenschaftsbetrieb – Auskünfte darüber geben können, «wer wir sind, wo wir stehen, wie andere uns sehen und was uns erwartet» (Mau 2018, 24).

Um die Frage beantworten zu können, wie diese Hinweise auf neue Formen der Subjektivität aus anthropologischer Perspektive zu verstehen sind, wird in einem ersten Schritt auf die Sprachphilosophie Charles Taylors (2017, 8) und die mit ihr einhergehende «Theorie über das Wesen des menschlichen Sprachvermögens» Bezug genommen, die den Menschen als *sprachbegabtes* bzw. *sich selbst interpretierendes Tier* charakterisiert (vgl. Kap. 2). Der Begriff des Selbstwissens kann so an unterschiedliche Dimensionen des sprachlichen Bestimmens und Interpretierens geknüpft werden. Taylors Ansatz bietet damit eine Grundlage, die im weiteren Argumentationsgang einen Theoriezusammenhang entwickeln lässt, der auf Basis einer bildungstheoretischen Kontextualisierung zur Kombination von psychoanalytischen (vgl. Kap. 3) und medientheoretischen Perspektiven (vgl. Kap. 4) führt. Diese Kombination wird schliesslich das Fundament bilden, um den Begriff des Selbstwissens unter den Bedingungen der Digitalität befragen und analysieren zu können (vgl. Kap. 5). Mit der dadurch gewonnenen Perspektive kann schliesslich auch der digitale Wandel der Gesellschaft unter neuen Gesichtspunkten verstanden werden. Der Beitrag schliesst mit einer medienpädagogischen Deutung dieses neu gewonnenen Verständnisses (vgl. Kap. 6).

2. Sprache und Selbstwissen

Charles Taylors sprachphilosophische Anthropologie ist durch die These geleitet, dass die gesprochene Sprache einen selbstreflexiven Weltzugang eröffnet. Ihr geht es «um die Frage, worin tatsächlich unsere Motivation besteht, wie wir in Wahrheit die Bedeutung der Dinge für uns beschreiben sollten» (Taylor 1992, 19). Mit dieser Prämisse lässt sich Selbstwissen als selbstevaluative Kategorie verstehen. Der Ausgangspunkt für dieses Verständnis ist mit Taylor darin zu sehen, dass der Mensch in seiner Sprache zum Ausdruck bringen kann, «welche Sicht er von der Welt besitzt» (Honneth 1992, 308). Sprache fungiert hier als Medium der individuellen «Welter-schließung» (Breuer 2000, 26). Demzufolge ist die menschliche Handlungs- und Erfahrungswelt immer schon in ein unauflösbares Verhältnis zu sprachlich hergestellten Strukturen gesetzt, woraus resultiert, dass kein subjektiver Bezug zur Welt ohne interpretative Bedeutungszuweisungen möglich ist. Es ist diese spezifische Sicht auf den Menschen, die den Begriff des Selbstwissens zunächst durch *drei Prinzipien* strukturieren lässt: Sinnstiftung (1), Sozialität (2) und Normativität (3).²

2 Diese drei Strukturprinzipien des Selbstwissens liegen inhaltlich quer zu den drei sprachlichen Grundbedingungen der menschlichen Urteilsfähigkeit, die ich im Anschluss an Taylor bereits an anderer Stelle ausgearbeitet habe (vgl. Leineweber 2021, 142–47).

(1) Mit der Annahme, dass die gesprochene Sprache einen Zugang zur Welt eröffnet, sind es die interpretativen Deutungen und *Sinnstiftungen* des Menschen, welche die Welt in Unterschiede einteilen und damit als komplex, unüberschaubar, chaotisch und überraschend erscheinen lassen (vgl. Senarclens de Grancy 2022, 19). Jeder Begriff und jeder sprachliche Ausdruck, der verwendet wird, repräsentiert eine Festlegung, die jedoch im potenziellen Kontrast zu anderen Begriffen und Ausdrücken und damit zu anders möglichen Festlegungen in der Welt steht (vgl. Taylor 1992, 66). Die menschliche Handlungs- und Erfahrungswelt basiert immer wieder auf der Entdeckung von Unterschieden und daran gebundene Neuigkeiten, durch die Bewertungen und Festlegungen ausgehandelt, das heisst entweder bestätigt oder verneint und damit auf eine andere Weise getroffen werden müssen.³ Die Art, in der Menschen zu sprachlichen Bewertungen und Festlegungen kommen, wird von Taylor als Artikulation bezeichnet: Im Medium der Sprache «formulieren wir die Dinge [...] und gelangen somit zu einer artikulierten Bedeutung dieses Ausdrucks, das heisst, wir gelangen zu einem expliziten Gewährwerden der Dinge» (Taylor 1992, 67). Der Begriff der Artikulation verweist so auf einen Akt der subjektiven Bedeutungsäusserung. In diesem Sinne wäre eine Person zu artikulieren imstande, wenn sie sich auszudrücken wüsste und die Konturen dessen darlegen könnte, was sie im Sinn hat (vgl. ebd., 65). Prozesse der Artikulation behaupten sich so als Prozesse der Sinnstiftung. Mit ihnen wird die Basis für ein menschliches Selbstwissen durch *sinnstiftende Selbstvergewisserungen* geschaffen. Indem Menschen sich sprachlich artikulieren, geben sie Antworten darauf, was ihnen bestimmte Erlebnisse, Situationen, Ereignisse oder Handlungen wirklich bedeuten (vgl. Rosa 1998, 91).

(2) Mit der Frage nach der empirischen Anschlussfähigkeit des taylorischen Artikulationsbegriffs kommt ein weiterer Aspekt ins Spiel, der individuelle Bedeutungszuschreibungen genuin an die *Sozialität* der Individuen koppelt. Bereits auf einer basalen Ebene ist zu konstatieren, dass Kleinkinder ihr individuelles Sprachvermögen, mit dessen Hilfe sie sich zunächst bloss auf Dinge beziehen können, in der Regel in Interaktionen mit den eigenen Eltern erlernen (vgl. Senarclens de Grancy 2022, 210). Erst auf dieser Grundlage entwickelt sich schliesslich eine sprachlich konturierte Welterschliessung, in der Bedeutungen, die wir bestimmten Erlebnissen, Situationen, Ereignissen oder Handlungen zuschreiben können, immer auch Ausdruck von bestimmten Gemeinschaften, sozialen Gruppen oder kulturellen Zugehörigkeiten sind (vgl. Breuer 2000, 24). Sprachliche Äusserungen finden sich somit immer schon in «sinnhafte Kulturtatsachen» (Gehring 2019, 173) eingebunden, sodass ein soziales Wissen dem individuellen Selbstwissen vorgelagert ist: «[W]ir sind uns der Welt durch ein ›Wir‹ bewusst, bevor wir es durch ein ›Ich‹ sind» (Taylor 1975, 193).

3 Ebenso einprägsam wie humoristisch heisst es dazu beispielsweise bei Niklas Luhmann (1984, 103): «Man hatte gedacht, dass Pfarrer immer Männer sind, und stellt nun fest: dieser Pfarrer ist eine Frau. Soll man Pfarrin sagen? Handkuss?»

(3) Die Einbettung des Menschen in sozial konstituierte und tradierte Kulturtatsachen schafft schliesslich die Möglichkeit *normativer Positionseinnahmen*. Taylor sieht die Grundvoraussetzung dafür darin, dass Menschen durch Artikulationen nicht bloss Perspektiven oder Handlungsabsichten formulieren, sondern diese *als richtig oder falsch bewerten* können (vgl. Taylor 1992, 71; Taylor 1996, 15). Sprache impliziert unter solchen Voraussetzungen eine potenzielle «Empfänglichkeit für die Frage nach der Richtigkeit» (Taylor 2017, 20) und profiliert sich damit als ein Fundament der Ethik. Die Konsequenzen dieser Implikation werden von Taylor vor allem in handlungstheoretischer Hinsicht ausgearbeitet. Entscheidend dafür ist die von Harry Frankfurt übernommene «Unterscheidung zwischen Wünschen erster Ordnung und Wünschen zweiter Ordnung», die den Menschen als ein Wesen kennzeichnet, das in der Lage ist, seine «Wünsche zu bewerten, manche als wünschenswert und andere als nicht wünschenswert zu betrachten» (Taylor 1992, 9f.). Um diese Kennzeichnung handlungstheoretisch präzisieren zu können, unterscheidet Taylor zwischen *schwachen* und *starken Wertungen* (vgl. ebd., 10f.). Während in *schwachen Wertungen* das Resultat einer Handlung lediglich mithilfe einer pragmatischen Abwägung von Alternativen bewertet wird (vgl. Breuer 2000, 33; Künkler 2020, 45), sind *starke Wertungen* dadurch gekennzeichnet, dass sie zu einer Auseinandersetzung «mit der Beschaffenheit unserer Motivation» (Taylor 1992, 11) führen. Der Massstab für starke Wertungen wird demzufolge durch eine qualitative Selbstbefragung gesetzt, die Handlungen und Entscheidungen dahin gehend bewerten lässt, ob sie bestimmten Prinzipien entsprechen. Starke Wertungen lassen eine Handlungsabsicht bzw. einen Wunsch gegenüber anderen Absichten und Wünschen als «moralisch wertvoller» (Breuer 2000, 33) erscheinen. Damit einher geht die Genese eines Selbstwissens, das sich als normatives Wissen behauptet und demnach die Entwicklung eigener Standpunkte und Haltungen ermöglicht. Selbstwissen setzt die Frage der eigenen Positionierung in der Welt voraus.

Mit den hier vorgelegten Betrachtungen ist der Begriff des Selbstwissens über die Dimensionen der Sinnstiftung, Sozialität und Normativität eingegrenzt. Der universelle Charakter der getroffenen Zuweisungen, aber auch ihr monothematischer Bezug auf die Sprache öffnen hinreichend Raum für blinde Flecken, argumentative Fallstricke und die Notwendigkeit weiterführender Eingrenzungen. Im Folgenden soll dieser Raum im Rahmen einer pädagogischen Perspektive genauer betrachtet werden, die sich der Bildungstheorie verpflichtet und von dort aus auf den psychoanalytischen Grundbegriff des Unbewussten verweist.

3. Selbstwissen und das Unbewusste

Auf die pädagogische Bedeutung des taylorischen Ansatzes ist in jüngster Zeit vereinzelt durch bildungstheoretische Betrachtungen (vgl. Leineweber 2021; Lipkina 2021, 2022) und den umfassenden Sammelband «Charles Taylor. Perspektiven der Erziehungs- und Bildungsphilosophie» (vgl. Balzer et al. 2020) hingewiesen worden. Im Spektrum dieser Positionen liefern die bislang zurückgelegten Betrachtungen eine hinreichende Grundlage für die These, dass ein mithilfe von Taylors Sprachphilosophie strukturierter Begriff des Selbstwissens kompatibel mit einem *transformatorischen Bildungsverständnis* scheint, wie es z. B. im bildungstheoretischen Diskurs in je unterschiedlicher Akzentuierung von Rainer Kokemohr, Winfried Marotzki, Hans-Christoph Koller oder Arnd-Michael Nohl ausgearbeitet worden ist. Dieses Verständnis ist «differenzierungslogisch» (Bettinger 2018, 34) und besagt, dass Subjekte durch Erkenntnisse zu neuen Dispositionen bzw. Figurationen der Welt- und Selbstwahrnehmung gelangen. Den Anlass für etwaige Veränderungen sieht das transformatorische Bildungsverständnis im Umgang mit problembehafteten, irritierenden oder krisenartigen Situationen, zu deren «Bewältigung sich das bisherige Welt- und Selbstverhältnis als nicht mehr ausreichend erweist» (Koller 2012, 16). Erst wenn angeeignete und erlernte Perspektiven, auf deren Basis Subjekte handeln, sich in einer Situation als fragil und unzureichend erweisen, entsteht das Potenzial für eine Perspektivveränderung und der Prozess der Bildung wird möglich. Dieses Begriffsverständnis von Bildung konfrontiert mit der Einsicht, dass die Welt des sprachlich Konstruierten stets dann in Umbruch und Bewegung gerät, wenn eine Situation zur Entwicklung neuer Denkmotive und Handlungsmuster anregt. Bildung markiert auf diese Weise eine dynamische Differenz zwischen einem individuellen Selbstwissen und der realen Welt als Bedingung dieses Selbstwissens. Die Beziehung zwischen Mensch und Welt stellt in diesem Sinne eine paradoxe Beziehung dar (vgl. Leineweber 2022a), die im Anschluss an Marotzki (1990, 153) dadurch zu kennzeichnen ist, dass jede festlegende Herstellung von Bestimmtheit den Zugang zu neuen Bereichen der Unbestimmtheit eröffnen muss.

Bedenkt man die Verknüpfung von Taylors Sprachphilosophie und einem transformatorisch gesetzten Bildungsbegriff im Ganzen, dann wird durch sie das Konzept des *Selbstwissens* an das Konzept der *Unbestimmtheit* gebunden. Jedes auch noch so vernünftig begründete Argument und jede noch so sicher geglaubte Handlungsstrategie läuft Gefahr, sich irgendwann als falsch zu entpuppen. Als Mensch zu leben, bedeutet, immer auch falsche Entscheidungen treffen zu können (vgl. Senarclens de Grancy 2022, 109). Damit sind zunächst strukturelle und keine inhaltlichen Konkretisierungen getroffen: Das Konzept der Unbestimmtheit ist wie eine handlungs- und erkenntnisleitende Grammatik strukturiert. Es verweist auf Lücken und Mängel, das

heisst auf die Fragilität einer durch Selbstwissen konstituierten Identität.⁴ Folglich wird es zunächst zur Frage, ob man in inhaltlicher Hinsicht «über das Unbestimmte überhaupt etwas sagen kann» (Gamm 1994, 7).

Eine Antwort auf diese Frage ist mit Taylor darin zu sehen, dass es die Sprache ist, die uns *qua* Artikulation die Möglichkeit eröffnet, «etwas *als* das, was es ist, zu erfassen» (Taylor 2017, 19). Im Land der Unbestimmtheit nimmt die Sprache so die Funktion eines Bindeglieds zwischen Menschen und den sie umgebenden Objekten der Welt ein (vgl. Senarclens de Grancy 2022, 101), das ihnen (bzw. uns) erlaubt, sich (bzw. uns) festzulegen sowie Bedeutungszuschreibungen und Wünsche zu artikulieren. Auf diese Weise ist die gesprochene Sprache stets Ausdruck eines Denkens, das sich innerhalb der Beziehung zwischen Mensch und Welt entwickelt. Die Frage, ob man in inhaltlicher Hinsicht etwas über das Unbestimmte sagen kann, verweist im Anschluss an Taylor auf die Frage, auf Basis welcher Überzeugungen überhaupt Sinnstiftungen, Behauptungen und Wünsche in die Sprache einmünden. Wie können Subjekte überzeugt davon sein, dass ihre Handlungen und Bedeutungszuschreibungen wirklich die richtigen sind? Wie können sie sicher sein, dass es sich bei sprachlich artikulierten Wünschen wirklich um die *wünschenswerten Wünsche* handelt?

Während die Frage nach der Richtigkeit von Handlungen und Bedeutungszuschreibungen noch nach Kriterien bewusst überlegter Rationalitäts- und Vernunftzuweisungen zu entscheiden wäre, rückt man mit der Frage nach dem wirklich Wünschenswerten einen Schritt tiefer in die Innenwelt der Subjekte vor. Bemerkenswerterweise drängt sich so ein Zugang zum Feld der Psychoanalyse auf, deren Ziel im Wesentlichen darin zu sehen ist, «das Verhältnis des sprechenden Subjekts zu seinem Begehren und zu der Begierde des Anderen in den Mittelpunkt der analytischen Behandlung zu stellen» (Pagel 1989, 116). Von Interesse ist in diesem Zusammenhang in erster Linie die *Theorie des Unbewussten*, die in enger Verbindung zu Sigmund Freuds «Grundlegung der Psychoanalyse» (vgl. exemplarisch Freud 1924/2020) und Jacques Lacans strukturalistischer bzw. sprachanalytischer «Rückkehr zu Freud» (vgl. explizit Lacan 2019; darüber hinaus Weber 2000) steht. Der Kern des Unbewussten besteht nach Freud «aus Triebrepräsentanzen, die ihre Besetzung abführen wollen, also aus *Wunschregungen*» (Freud 1924/2020, 29; Herv. C.L.). Sofern Freuds Psychoanalyse also Triebe und (oftmals unbewusste) Wünsche als Basis des Menschen anerkennt, findet sich bei Lacan eine Vertiefung dieser anthropologischen Zuordnung dahingehend, dass das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert ist (vgl. einführend Pagel 1989, 39–56) und in diesem Sinne einen imaginären Anderen repräsentiert, mit dem sich das Subjekt auseinandersetzen muss, wenn es zu seiner Identität finden möchte (vgl. Finkelde 2022, 123). Folglich spielt der Begriff des Unbewussten, dessen theoretische Spezifizierung ganz wesentlich auf therapeutische

⁴ Dieser Gedanke ist inspiriert durch Überlegungen zum Unbewussten, die Didier Eribon (2017, 12) in seinem Buch «Der Psychoanalyse entkommen» formuliert hat.

Gespräche und Traumdeutungen zurückführt (vgl. Freud 1970, 31–50), auf den Umstand an, «dass das Subjekt auf unüberwindliche Weise von seiner Selbstidentität getrennt ist» (Finkelde 2022, 122). In diesem Sinne gibt es «ein Denken, von dem das Subjekt nichts «weiß», weil es sich auf einer anderen Ebene der Erfahrung artikuliert als auf derjenigen des bewussten Seins» (Pagel 1989, 51). Das Unbewusste markiert damit eine im Individuum verortete, aber individuell nur schwer zugängliche Grösse. Es verweist auf das «innere Ausland» (vgl. Waldenfels 2019, 39) bzw. auf eine «innere Fremdheit des Subjekts» (Finkelde 2022, 39). Während Taylors Sprachphilosophie an Martin Heideggers bekannte Formulierung anschliesst, dass die Sprache das Haus des Seins sei und eine Umgebung repräsentiere, «in der die Dinge durch unser Handeln und Planen in eine bestimmte Ordnung gebracht werden» (Taylor 2017, 50), machen die Lehren der freudschen Psychoanalyse darauf aufmerksam, dass der Mensch unter den Bedingungen seines Subjektstatus niemals vollständig Herr im eigenen Haus sein kann (vgl. Freud 1916–1917/1975, 283f.; Finkelde 2022, 23). So gesehen muss das Selbstwissen als etwas betrachtet werden, bei dem sich Wissen und Unwissen bzw. bewusste und unbewusste Entscheidungen miteinander vermischen und überlagern (vgl. Tuschling 2017, 233; Bayer und Lohmann 2020, 63; Krickel 2022, 16ff.). Entsprechend wird es zur Notwendigkeit, die oben eingeführten Dimensionen der Sinnstiftung (1), Sozialität (2) und Normativität (3) auf Basis des sprachlich Unartikulierten und damit des Unbewussten zu vertiefen.⁵

(1) Die Annahme, dass Artikulationen die Basis für ein menschliches Selbstwissen in Form sinnstiftender Selbstvergewisserungen schaffen, muss im Anschluss an Freud zunächst um die Perspektive ergänzt werden, dass «unsere persönlichste tägliche Erfahrung» immer auch mit Einfällen angereichert ist, «deren Herkunft wir nicht kennen», sodass Denkresultate hervorgebracht werden, deren Ursprünge «uns verborgen» bleiben (Freud 1924/2020, 8). Leicht fällt in diesem Zusammenhang die Erinnerung an Situationen, in denen etwas auf uns eingewirkt hat, ohne dass wir diese Einwirkung bewusst bemerkt haben bzw. kausal erklären konnten: ein Werbeplakat in der U-Bahn (vgl. Finkelde 2022, 17), ein spontaner Impuls oder Gedanke, ein peripher wahrgenommenes Erlebnis, das uns erst später bewusst in Erscheinung trat, usw. Diese Beispiele deuten an, dass individuelle Sinnstiftungen stets von Faktoren beeinflusst werden, die jenseits der bewussten Wahrnehmung wirken. Ausgehend von Taylors sprachtheoretischer Kontextualisierung bleibt das Selbstwissen der Subjekte «ausgesprochen lückenhaft» (Bayer und Lohmann 2020, 59), weil ein Mensch weder die Welt noch sich selbst in der Welt jemals vollständig erkennen kann. In psychoanalytischer Hinsicht ist die subjektive Wahrnehmungsfähigkeit

5 Ausgehend von Taylors Sprachphilosophie besteht die Limitation der weiteren Betrachtungen zunächst darin, dass das Unbewusste sich hier bloss als «sprachlich Unbewusstes» thematisieren lässt, wodurch unbewusste Felder der Emotionalität, Körperlichkeit oder Leiblichkeit ausgeblendet werden. Diese Ausblendung soll in den Kapiteln 4 und 5 des vorliegenden Beitrags kritisch aufgearbeitet und damit nachträglich eingeholt werden.

einer «Überdetermination» untergeordnet, die darauf verweist, «dass jede Rezeption von Wirklichkeit eine Selektionsleistung unseres Verstandes darstellt, deren Selektionskriterien wir oftmals selbst nicht hinreichend grundlegen können» (Finkelde 2022, 17).

(2) Umgekehrt lässt sich jedoch konstatieren, dass uns Bewertungen, Bedeutungszuschreibungen oder Urteile nicht einfach so unhinterfragt überkommen (vgl. Kern 2002, 216). Hier greift die Einbettung des individuellen Selbstwissens in eine soziale Welt, die uns immer schon mit einer Vielzahl an möglichen «Wahrheits-, Bedeutungs- und Begründungsgeschichten» (Finkelde 2022, 101) aufwartet. Das Subjekt nimmt an dieser Welt teil, indem es etwaige Geschichten sowie die ihnen inhärenten Regeln erlernt und sich auf diese Weise in die soziale Welt integriert. Insofern das Unbewusste gemäss Freud von einem triebgesteuerten «Lustprinzip beherrscht wird», manifestiert sich in den Strukturen des sozialen Lebens ein «Realitätsprinzip», das den Subjekten als «Funktion der Vernunft» orientierende Muster auf dem Weg zu einem «organisierten Ich» bereitstellt (Marcuse 1970, 19). Dies ermöglicht nicht nur eine bloss Re-Produktion des Sozialen, sondern ebenso die eigene Verwirklichung innerhalb der Regeln des Sozialen (vgl. Schäfer 2020, 77). Selbstwissen konstituiert sich so auf Basis individueller Verortungen innerhalb jener Regeln, die uns Gemeinschaften, Gesellschaften oder Kulturen vorgeben. Das eigene Handeln steht stets in Zusammenhang zu den Erwartungen anderer. Subjektivität, so formuliert es Dominik Finkelde (2022, 43) im Anschluss an Lacan, «ist sich selbst gegenüber unbestimmt, weil unbewusste Übertragungen fremder Begehren am Grund unserer individuell idiosynkratischen Bewusstseinsformen liegen».

(3) Normative Dimensionen erreicht eine individuelle Verwirklichung innerhalb der Regeln des Sozialen im Sinne Taylors schliesslich, wenn sich Subjekte wertend zu den Regeln des Sozialen verhalten, das heisst, wenn sie in einem Raum voller sozial konstituierter Perspektiven und Begründungen nach dem Guten und Wünschenswerten fragen. Selbstwissen konstituiert sich so stets durch die Differenz zwischen eigenen – bewussten wie auch unbewussten – Wertungen und sozialer Regelhaftigkeit, womit sich das Subjekt in einem unabschliessbaren Aushandlungsprozess mit sich selbst in der sozialen Welt befindet. In «Quellen des Selbst» schreibt Taylor (1996, 93; ohne Herv.): «Die Frage nach unserer Situation ist durch Angabe dessen, was wir sind, für uns niemals erschöpfend zu beantworten, denn stets sind wir auch im Wandel und im Werden begriffen». Unter solchen Voraussetzungen führt ein Selbstwissen der Subjekte immer wieder zu einem Punkt, an dem Dimensionen des Nichtwissens und des Unverfügbaren sichtbar werden. Beide epistemischen Dimensionen liegen quer zur psychoanalytischen Figur des Unbewussten, die somit in den Kontext ethischer und moralischer Frage- und Problemstellungen rückt (vgl. Seifert 2018, 137ff.).

Die hier formulierten Betrachtungen mögen genügen, um erkennen zu können, dass die Theorie des Unbewussten sowohl anthropologische als auch bildungstheoretische Vorstellungen vom selbstwissenden Subjekt dadurch herausfordert, dass bewusste und unbewusste Prozesse in unauflösbarer Relation zueinander stehen. Im Kontext der theoretischen Setzungen des Unbewussten ist das Selbstwissen der Subjekte durch einen permanenten «Seinsmangel» (Finkelde 2022, 132) bzw. eine nicht beherrschbare Fremdheit charakterisiert. Die Vorstellung von einer souveränen Subjektivität ist unter solchen Bedingungen «nur aufgrund einer inhärenten Inkonsistenz möglich» (Finkelde 2019, 102). Die weiteren Betrachtungen werden darauf hinauslaufen, in den hier formulierten Betrachtungen ein Theorieangebot zu erkennen, mit dem sich das Feld des Digitalen reflektieren lässt. Ein solches Unterfangen verpflichtet jedoch vorab zu einigen medientheoretischen Ergänzungen.

4. Selbstwissen im Medium der Sprache

Die bislang ausgearbeiteten Überlegungen zum Begriff des Selbstwissens binden jegliche Form menschlicher Erkenntnis und Handlungsfähigkeit an das Medium der Sprache. Eine Schwierigkeit, die mit dieser Perspektive einhergeht, besteht – zunächst im Horizont des transformatorischen Bildungsverständnisses (vgl. Kap. 3) gedacht – darin, dass das Unbestimmte nur dann inhaltlich zu fassen bzw. zu konkretisieren ist, wenn es schon bestimmt worden ist. Es ist nur dann möglich, etwas über die eigentliche Bedeutung einer problembehafteten, irritierenden oder krisenartigen Situation zu sagen, wenn sie bereits bewältigt wurde und entsprechende Lehren aus ebendieser Bewältigung gezogen werden konnten. Das Medium der Sprache schränkt die empirische Erfahrungswelt der Subjekte dahingehend ein, dass die Bestimmung des Unbestimmten als eine *Bestimmung a posteriori* erscheint. So ist es als eine nur allzu logische Konsequenz zu deuten, dass die *Theorie des transformatorischen Bildungsverständnisses* den Weg zu einem «Ansatz einer bildungstheoretisch fundierten Biographieforschung» ebnete, «die den Anspruch erhebt, die philosophische Reflexion über Bildung mit der qualitativ-empirischen Erforschung von Bildungsprozessen zu verknüpfen» (Koller 2012, 139). Im Zentrum dieses Forschungsprogramms stehen klassischerweise narrative Interviews, innerhalb derer biografisch bedeutsame Situationen im Rahmen *sprachlicher Äusserungen rekonstruiert* werden können. So kann durch die Auswertung narrativer Interviews interpretiert werden, inwiefern Subjekte Bestimmtheit im Modus der Unbestimmtheit herstellen konnten.

Wenn ausser Zweifel stehen muss, dass die Ausrichtung dieses Forschungsprogramms entscheidend durch die Diskussionen und Erkenntnisse der *linguistischen Wende* des 20. Jahrhunderts (vgl. überblicksartig Rorty 1992) inspiriert und getragen worden ist, so muss sie angesichts des heutigen Forschungsstandes zunehmend mit

der Einsicht kritisiert werden, dass sowohl Kommunikation als auch Bedeutungszuschreibungen nicht allein durch sprachliche Artikulationen vermittelt werden können. Exemplarisch für diese Form der Kritik konstatiert z. B. Petra Gehring in ihrer Studie «Über die Körperkraft von Sprache» aus dem Jahr 2019, dass individuelles Sprachhandeln immer schon in einem Verhältnis zu jenem Körper steht,

«in welchem wir nicht nur leben, sondern der wir genauer genommen ja auch sind, und *durch* welchen wir Sprache erleben wie auch all jenes vollziehen, was zum «Sprechakt» gehört, ob wir nun geordnet reden, ob wir brüllen, lesen, schweigen oder was immer» (Gehring 2019, 9f.).

Weitere Zuspitzung erfährt die Kritik an einem Subjekt, das sich seine Welt- und Selbstzugänge ausschliesslich in und durch Sprache herstellt, derzeit im Kontext von Diskussionen über die *qualitative Erforschung von Bildungsprozessen* unter den Bedingungen der Digitalität. Leitend ist hier unter anderem die These, dass digitale Medien unseren kognitiven und körperlichen Zugang zur Welt grundlegend transformieren (vgl. Allert und Asmussen 2017, 35), was die qualitative Bildungsforschung mit der Erkenntnis konfrontiert, dass nicht nur Sprachlichkeit, sondern auch Körperlichkeit und (digitale) Materialität an der Konstruktion von Welt- und Selbstverhältnissen beteiligt zu sein scheinen. Entsprechend sieht z. B. Patrick Bettinger die qualitative Bildungsforschung «vor methodischen und methodologischen Herausforderungen» stehen und fordert in diesem Zusammenhang ihre Neuausrichtung durch «Kombinationen aus Interview- und Artefaktanalysen» (Bettinger 2020, 53 und 68). Der Frage, wie *Unbestimmtheit* durch Artikulationen, also durch das Gewahrwerden von Entscheidungen, Festlegungen und Bedeutungszuschreibungen *bestimmt* wird, soll auf diese Weise sowohl auf Basis der interpretativen Auswertung narrativer Interviews als auch durch die Beobachtung und Analyse «diskursiver Praktiken» (ebd., 57) begegnet werden.

Um die medientheoretische Bedeutung dieser anvisierten Neuorientierung verstehen zu können, ist der Verweis darauf hilfreich, dass die Rede von diskursiven Praktiken in gegenwärtigen Diskussionen weitestgehend auf Michel Foucault und die Annahme zurückführt, dass Gegenständen, Begriffen, Adressierungen oder Argumenten beherrschende Regeln immanent sind, «die einen Aussagewert und damit die Schaffung eines bestimmenden Wissensregimes begründen» (Gehring 2019, 177). Diskursive Praktiken verweisen demzufolge auf «Handlungsweisen, in denen sich das Sagbare und Sichtbare formt und in denen Bedeutungen und Gegenstände des Wissens ebenso konstituiert werden wie die Subjektpositionen der diskursiv Handelnden» (Wrana 2012. zit. n. Bettinger 2020, 63).

Damit ist eine Forschungsperspektive eingenommen, die narrative Erzählungen und performative Praktiken verbindet. Die Bedeutung von digitalen Medien für die Genese von Selbstwissen kann so einerseits auf Basis sprachlicher Artikulationen,

andererseits auf Basis ihrer Einbettung in performative Handlungskontexte einschliesslich ihrer Vollzüge rekonstruiert werden. Mit diesen Setzungen hält sich jedoch die oben eingeführte Schwierigkeit aufrecht, dass das Unbestimmte nur dann inhaltlich gefasst bzw. konkretisiert werden kann, wenn es durch sprachliche Artikulationen oder ausgeführte Praktiken bestimmt bzw. vollzogen worden ist. Werden Analysen des Mediums der Sprache durch Analysen diskursiver Praktiken ergänzt, bleibt die Bestimmung des Unbestimmten eine *Bestimmung a posteriori*. Just an dieser Stelle entfaltet jedoch Freuds Theorie des Unbewussten (vgl. Kap. 3) eine immense Wirkung, indem sie (uns) einen Bereich der menschlichen Handlungs- und Erfahrungswelt einbeziehen lässt, der zwar in sprachliche Artikulationen und performative Praktiken eindringt, aber dort nicht vollständig zu (ent-)äussern und zu erkennen ist. Damit wird deutlich: Der analytische Fokus auf sprachliche Artikulationen und der von dort ausgehende Hinweis darauf, dass Handlungen immer auch durch etwas gesteuert werden, was nicht sprachlich artikulierbar ist, öffnen den Blick für ein Charakteristikum der menschlichen Handlungs- und Erfahrungsstruktur, den eine Kritik am sprachlichen Subjekt bislang womöglich nicht einzuholen vermag. Die theoretische Konkretisierung dieser Perspektive und ihre Verknüpfung mit empirischen Beispielen ist das Ziel der weiteren Betrachtungen.

5. Selbstwissen unter den Bedingungen der Digitalität

Herbert Marcuse beginnt seine Monografie «Triebstruktur und Gesellschaft», die er als geschichtsphilosophischen Beitrag zu Sigmund Freud verstanden haben möchte, mit der Beobachtung, dass es sich bei Freuds These, nach der «die Geschichte des Menschen auch die Geschichte seiner Unterdrückung» sei, «um die unwiderleglichste Anklage gegen die westliche Kultur» und zugleich um «die unangreifbarste Verteidigung eben dieser Kultur» handele (Marcuse 1970, 17). Zentral für diese Verwobenheit aus Anklage und Verteidigung ist das Folgende:

«Die Kultur unterjocht nicht nur seine soziale, sondern auch seine biologische Existenz, sie unterwirft nicht nur Anteile des menschlichen Wesens ihrem Zwang, sondern seine Triebstruktur selbst. Gerade dieser Zwang jedoch ist die Voraussetzung des Fortschritts. Liesse man den Grundtrieben des Menschen die Freiheit, ihre natürlichen Ziele zu verfolgen, so wären sie unvereinbar mit allem dauernden Zusammenschluss, jedem Fortbestehen: selbst wo sie vereinten, würden sie zerstören.» (ebd.)

Marcuse erkennt hier die disziplinierende Unterdrückung der menschlichen Triebstruktur als Grundmotiv gesellschaftlichen Fortschritts an. Dadurch profiliert sich Freuds Psychoanalyse als Kulturtheorie bzw. «Sozialpsychologie» (ebd., 21). Um die damit einhergehende Bedeutung für eine Analyse der Kategorie des

Selbstwissens unter den Bedingungen des Digitalen erschliessen zu können, scheint es zunächst hilfreich, die Konturen veränderter Gegenwartsbedingungen anzudeuten: Geprägt durch den französischen Poststrukturalismus (allen voran: Michel Foucault und Gilles Deleuze) ist es heute plausibel, den Menschen als Wesen zu charakterisieren, das seine Trieb- und Affektregulation primär nicht durch disziplinierende, sondern durch kontrollierende Massnahmen sicherstellt. Grössere Bedeutung in gegenwärtigen Diskussionen hat in diesem Zusammenhang beispielsweise Ulrich Bröcklings Studie über «Das unternehmerische Selbst» gewinnen können, die Subjektivierung als einen Prozess beschreibt, bei dem gesellschaftliche Anschlussfähigkeit durch kontinuierliche Selbstmodifikation und -regulation geleistet wird (vgl. Bröckling 2013, 46f.). Permanente Weiterbildungen, lebenslanges Lernen, persönliches Wachstum oder die Orientierung am Wettbewerb sind so die Motoren einer kontinuierlichen Verbesserung (vgl. Bröckling 2021, 57), die gleichsam das Wechselspiel aus Subjektivierung und Vergesellschaftung ankurbeln (vgl. Röcke 2021, 219). Die dadurch entstehende Dynamik lässt sich epistemologisch dahingehend zuspitzen, dass sich Wissen in der heutigen – entsprechend häufig als Wissensgesellschaft charakterisierten – Gesellschaft mannigfaltig potenziert und der Mensch gegenüber dieser Potenzierung mit Anpassung reagiert. Digitale Techniken erweisen sich als hochgradig anschlussfähig an diese Entwicklung, indem sie einerseits mannigfaltige Zugänge zu Wissen öffnen, andererseits Kontrolle durch die Sammlung und Auswertung von Daten versprechen. Damit lässt sich die digitale Welt zunächst als eine Welt deuten, die Subjekte dazu verleitet, ihre Wünsche an den von aussen an sie herangetragenen Anforderungen zu bemessen. Moritz Senarclens de Grancy spitzt diese Deutung in besonderer Weise zu, wenn er in seiner Freud-Studie «Der heisse Wunsch der Menschheit» zu der Einsicht gelangt, dass sich «[d]ie Subjekte moderner Gesellschaften» ihre Lebensformen an den evidenzbasierten Idealen der «Messbarkeit und Evaluierbarkeit» ausrichten: «Denn natürlich will das Subjekt das Gute im Sinne der richtigen und wahrhaftigen Wahl, und die Wissenschaft mit ihren evidenzbasierten Verfahren dient doch gerade diesen Idealen» (Senarclens de Grancy 2022, 194).

Es ist diese Form der Gegenwartsdiagnose, die auch ein verändertes Licht auf den Begriff des Selbstwissens und seine Prinzipien der Sinnstiftung (1), Sozialität (2) und Normativität (3) wirft, wie im Folgenden auszuführen sein wird.

(1) Taylors Sprachphilosophie legt entlang des bislang Argumentierten nahe, Sinnstiftungen als Resultat sprachlicher Artikulationen zu verstehen (vgl. explizit Kap. 2). Der argumentative Einbezug des Phänomens der Digitalität erweitert dieses Verständnis um den Verweis darauf, dass sich aus den von digitalen Medien und «Maschinen produzierten Datenmengen Informationen gewinnen lassen, die der menschlichen Wahrnehmung zugänglich sind und zu Grundlagen des singulären und gemeinschaftlichen Handelns werden können» (Stalder 2016, 13). Gegenüber

der menschlichen Handlungs- und Erfahrungswelt zeichnen sich maschinelle Sinnstiftungen – z. B. auf Basis technischer Modelle, Codes, Algorithmen oder Künstlicher Intelligenzen – in erster Linie dadurch aus, dass sie in Aussicht stellen, Irrtum und Zweifel, das heisst Differenzen und Unbestimmtheiten zu bewältigen (vgl. ausführlich Leineweber 2022a, 123ff.). Die Abbildung der Komplexität der Welt in Daten verspricht dem Menschen auf den ersten Blick einen «sichere[n] Weltbezug» und verweist demnach auf die «Logik seiner frühesten rationalen Denkprozesse, als er lernte, die Wirklichkeit anhand der Finger seiner Hände abzuzählen» (Senarclens de Grancy 2022, 84). Die handlungsleitende Artikulation von Wünschen ist, sofern sie sich an maschinellen Empfehlungen orientiert, zuvorderst an Positivität ausgerichtet (vgl. ausführlich Leineweber 2023, 82ff.). Denn das Digitale verspricht Handlungssicherheit auf Basis von Berechnungen und Operationalisierungen. Sinnstiftende Selbstvergewisserungen basieren demzufolge in erster Linie auf Bestimmtheit und Sicherheit. Die Richtschnur des individuellen Wunschs liegt somit in dem, was logisch und mathematisch zu zählen scheint, denn «[i]m Zählen werden die Differenzen beherrschbar, schliessen sich die Interpretationsspielräume, verschwindet der Zweifel, den der Umgang mit Wissen fortwährend erneuert» (Senarclens de Grancy 2022, 85).

(2) Mit diesen Potenzialen ist das Fundament für eine sich derzeit verfestigende «Quantifizierung des Sozialen» geschaffen, worunter Steffen Mau die Entwicklung fasst, «dass immer mehr gesellschaftliche Phänomene vermessen, durch Zahlen beschrieben und beeinflusst werden» (Mau 2018, 23). Diese fortschreitende Rationalisierung der sozialen Welt empfiehlt sich vor allem damit, dass sich ihre Individuen selbst in privilegierten, westlichen Gesellschaften zunehmend in *Figurationen der Unsicherheit* (vgl. Noji et al. 2022) eingebettet finden, woraus unter anderem resultiert, dass individuelle Lebensentwürfe in Anbetracht steigender Individualisierung, Flexibilisierung und Pluralisierung immer weniger nach festen, regulierten oder standardisierten Schemata verlaufen (vgl. exemplarisch Reckwitz und Rosa 2021). Während kalkulierte Ordnungen auf der Ebene der Unsicherheit des individuellen Handelns (Reicht mein Lernniveau aus, um den Schul- oder Studienabschluss zu schaffen? Ist meine Leistung gut genug, um den nächsten Karriereschritt zu schaffen? Sind meine Vitalparameter ausreichend, um ein langes und gesundes Leben wahrscheinlicher zu machen? usw.) auf den ersten Blick also Sicherheit und Kontrolle in Aussicht zu stellen scheinen, weist die Analyse empirischer Wirkungen digitaler Messverfahren mit Blick auf die Frage, wie sich Subjekte ihrer selbst vergewissern und erfahren, allerdings auf ambivalente Tendenzen hin. Nennenswert ist in diesem Zusammenhang z. B. eine Studie von Vera King et al., die den psychosozialen Bedeutungen des digitalen Optimierens mit Zahlen nachgeht und in diesem Zuge darauf verweist, dass immer mehr Menschen digitale Messverfahren zur Orientierung in ihre Lebenspraxis integrieren und damit eine «kulturelle Matrix des permanenten

vergleichenden Konkurrierens» etablieren, die letztlich in Form einer «verstärkte[n], instrumentelle[n] Logik quantifizierender Optimierung» eine Wirkung auf das Subjekt «im Verhältnis zu sich selbst, zu anderen und zum Körper» entwickelt (King et al. 2021, 171). Digitale Messverfahren wirken in diesem Sinne

«psychisch partiell stabilisierend, gehen aber auch mit Ausblendungen, damit verbundenen Fragilitäten und teils destruktiven Schattenseiten einher. Mit Blick auf zeitgenössische Normen und «Normalität» tritt somit neben dem Bestreben, gut abzuschneiden, auch das Ringen um Einzigartigkeit (im Verhältnis zu Messungen der stets sichtbaren vielen Anderen) auf, um Unabhängigkeit (durch «eigene» Zahlen) und Individualität (etwa durch personenbezogenes «Kalibrieren») durch Messen und Zählen. Zugleich jedoch erscheinen die Subjekte auf unterschiedliche Weise als getrieben von der mehr oder minder expliziten oder auch unterschweligen Orientierung an externen Maßstäben und Parametern, denen sich niemand ganz und gar entziehen kann.» (ebd., 173)

So gesehen wird Unsicherheit durch digitale Messverfahren innerhalb einer Ambivalenz bearbeitet, indem sie sowohl gemindert als auch reproduziert wird. Auf diese Weise etablieren sich neue Macht- und Herrschaftsstrukturen. Genuin medienpädagogische Bestätigung findet diese Perspektive beispielsweise durch Maximilian Waldmann, der in seinem Beitrag «Digitalisierte Lernsettings als prekäre Bearbeitungsformen von Unsicherheit» die Argumentation entwickelt hat, dass digitalisierte Lernsettings (konkret: Selftracking-Apps und Serious Games) individuelle Empfindungen von Unsicherheit sichtbar und bearbeitbar machen, dabei aber den gesellschaftsstrukturell verankerten Ursprung von Unsicherheit nicht bewältigen, sondern ebenfalls eher zu reproduzieren scheinen (vgl. Waldmann 2022). Durch die individuelle Bearbeitung ihrer eigenen Unsicherheit werden Subjekte folglich immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. Selbstwissen ist so durch ein Wechselspiel zwischen Sicherheit und Unsicherheit strukturiert, was zwangsläufig Einfluss auf die normativ geprägte Frage nimmt, wie Subjekte Entscheidungen treffen, das heisst, auf welche Art und Weise und auf Basis welcher Gründe und Wünsche sie ihr Leben führen wollen.

(3) Damit ist schliesslich das Argument vorbereitet, dass individuelle Wunschäusserungen und Entscheidungsfindungen immer stärker von digitalen Medien beeinflusst werden, und zwar – unter Berücksichtigung des Theoriezusammenhangs zwischen taylorscher Sprachphilosophie (vgl. Kap. 2) und freudscher Psychoanalyse (vgl. Kap. 3) – derart, dass das Digitale in Form einer *sich dem Bewusstsein entziehenden Grösse* auf subjektives Handeln und Erleben zugreift. Als argumentativ stützend erweisen sich in diesem Zusammenhang jüngere Arbeiten von Marie-Luise Angerer (2017, 2022), welche die These stark machen, dass sich Mensch und Maschine durch

die Potenziale digitaler Messverfahren zunehmend «affektiv, das heisst *psychokynetisch*, zu verbinden» scheinen (Angerer 2017, 44; Herv. v. CL), wodurch Maschinen «als wirkmächtige Mitspielende nicht nur in mechanische Abläufe [...], sondern auch in organische Prozesse» (Angerer 2022, 13) eingreifen. Eine damit angedeutete «neue Machtverschiebung» (ebd., 16) findet gemäss Angerer ihren Ausdruck im Wesentlichen darin, dass sich menschliches Handeln und Erleben immer stärker an den Eigenlogiken digitaler Maschinen orientieren, die sich durch ihre algorithmische Programmierung adaptiv und assistiv verstärkt selbst korrigieren (vgl. ebd., 105). Taktungen des menschlichen Geistes und des Körpers unterliegen den Taktungen maschineller Berechnungen. Während der Fokus der freudschen Psychoanalyse auf dem sprachlich-symbolischen Subjekt lag, verlagert Angerer den Blickpunkt auf die Verschränkung von technischen, geistigen, körperlichen und leiblichen Prozessen (ebd., 7).⁶ Der Mensch avanciert unter solchen Voraussetzungen, wie Senarclens de Grancy (2022, 158) im Anschluss an Angerer zu formulieren weiss, zu einem «Funktionskörper, dessen Vorzug eher im Reagieren als im Reflektieren liegt». Handlungsleitend sind demnach nicht mehr nur sprachliche Artikulationen und die mit ihnen einhergehenden wohlbegründeten Entscheidungen für das Gute und Wünschenswerte, sondern Affekte und Assoziationen, denen der Weg durch subjektive Reaktionen auf maschinelle Feedbackstrukturen bereitet wird. Menschen rutschen so in den Modus der permanenten Anpassung, der sich nicht (mehr) durch reflexive Praktiken der qualitativen Selbstevaluation, sondern zunehmend durch unreflektierte Reaktionen auf quantifizierte Ordnungen konstituiert. Codes, Algorithmen und Künstliche Intelligenzen intendieren demnach eine Bearbeitung der Welt, die zwar «technisch rational organisiert» ist, jedoch aufseiten der Subjekte durchaus «irrationale Folgen zeitigt» (Amlinger und Nachtwey 2022, 42). Folglich drängt sich die Frage auf, ob es sich bei der technischen Rationalisierung der digitalen Gesellschaft um eine *richtige Rationalisierung* (vgl. Luhmann 2021, 31) handelt.

6. Schlussfolgerungen

Der Gedanke, dass es gerade die Rationalität der «Kultur der Digitalität» ist, die aufseiten der Subjekte zu irrationalen Impulsen führt, ist nicht gänzlich neu, sondern findet sich in seinem Ursprung bereits innerhalb der kulturkritischen Reflexionen der Frankfurter Schule angelegt (vgl. zuletzt Amlinger und Nachtwey 2022, 176). Exemplarisch dafür sei noch einmal auf Herbert Marcuses Studie «Triebstruktur und Gesellschaft» verwiesen, der folgende, an Freud anschliessende Beobachtung vorausgeht:

6 Sofern das Nachdenken über das Unbewusste hier den singulären Fokus auf das denkende Subjekt verlässt, präferiert Angerer die Rede vom *Nichtbewussten*, wobei sie eine Antwort auf die Frage offenhält, «[o]b sich ein Nichtbewusstes dem Unbewussten zur Seite stellt oder dieses verdrängt» (ebd., 117).

«Freud zweifelt am Wert der Kultur nicht von einem romantischen oder utopischen Standpunkt aus, sondern auf Grund des Leids und Elends, das ihre Auswirkung mit sich bringt. So erscheint die kulturelle Freiheit im Licht der Unfreiheit, der zivilisatorische Fortschritt im Licht des Zwangs. Die Kultur wird dabei nicht abgelehnt: Unfreiheit und Zwang sind der Preis, der gezahlt werden muss.» (Marcuse 1970, 23)

Neu hingegen sind die Konsequenzen des freudschen Zweifels am Wert der Kultur für die Frage nach der subjektiven Freiheit unter den Bedingungen der Digitalität. Bekanntlich war Freuds Werk von einer Periode geprägt, «in der das Gros ihrer Patienten an Hysterie, Phobien und Zwangsvorstellungen litt», die mittlerweile von einer Periode der Depressionen «abgelöst worden ist, in der im Mittelpunkt der meisten Beschwerden so etwas steht wie «Ichverlust», ein Gefühl der Leere, Fadheit, Vergeblichkeit, Zwecklosigkeit oder der Verlust der Selbstachtung» (Taylor 1996, 43; vgl. darüber hinaus sowohl aktuell als auch empirisch stichhaltig King et al. 2021). Als eine mögliche Erklärung dieses mittlerweile «zum Massenphänomen gewordenen Krankheitsbilds» (Honneth 2012, 77) gilt gemäss Alain Ehrenberg (2012) «die Idee, dass die Individuen durch die diffus verbreitete Forderung, sie selbst sein zu müssen, psychisch gewissermassen überfordert sind» (Honneth 2012, 77). Ausgehend von dieser Analyse kann eine Herausforderung des digitalen Wandels der Gesellschaft darin ausgemacht werden, dass Codes, Algorithmen und Künstliche Intelligenzen die Welt, in der wir leben, zwar in einheitliche Muster zerlegen, aber dadurch noch nicht automatisch Handlungssicherheit gewährleisten. Vielmehr ist der digitale Wandel der Gesellschaft gleichermassen dadurch gekennzeichnet, dass maschinelle Kalkulationen bzw. technische Bestimmtheiten direkt auf die fragile, durch einen Seinsmangel (vgl. Kapitel 3) mitbestimmte Verfassung der Subjekte zugreifen, um ebendiese allerdings nicht zu lindern, sondern weiter zu verstärken und zu reproduzieren. Hierbei handelt es sich um eine Beobachtung, die von der These begleitet wird, dass maschinelle Berechnungen und Ordnungen nicht bloss auf der Ebene des Bewussten, sondern zunehmend auf der Ebene des Unbewussten in die subjektive Handlungs- und Erfahrungswelt eingreifen. Der Mensch betritt die Bühne der digitalen Welt damit als ein Wesen, das in seinem Handeln immer weniger von wohl begründeten Entscheidungen und immer stärker von affektiven und assoziativen Reaktionen *auf* das maschinell Bestimmte geleitet wird. So gesehen adressiert der digitale Wandel der Gesellschaft in erster Linie nicht den wissenden Menschen, der auf Basis seiner Überzeugungen und Wünsche handelt, sondern den unwissenden Menschen (*homo ignarus*), dessen Handeln von Fragilität und Unsicherheit geprägt ist und der infolgedessen anfällig scheint, unreflektiert auf maschinelle

Empfehlungen und damit einhergehende Handlungsaufforderungen zu reagieren. *Hervorbringung und Anerkennung der menschlichen Fragilität avancieren damit zu prägenden Figuren des digitalen Wandels der Gesellschaft.*⁷

Es ist an dieser Stelle von hohem Stellenwert, dass Freud die menschliche Fragilität nicht per se als pathologischen Befund deklariert, sondern ebenso als konstitutive Voraussetzung für ein intaktes Seelenleben anerkennt. Freud, so bringt es Axel Honneth auf den Punkt, «anthropologisiert das Konfliktpotential verdrängter Wünsche, indem er ihnen eine Macht selbst noch für das gesunde Subjekt einräumt» und damit dem Menschen die Fähigkeit eingesteht, «aus eigener intellektueller Anstrengung zu einem möglichst freien Willen zu gelangen» (Honneth 2016, 163 und 173).

Kombiniert man diesen Anspruch auf subjektive Reflexion mit den Befunden und Thesen des vorliegenden Beitrags, so muss die wichtigste Konsequenz für die medienpädagogische Praxis darin gesehen werden, den Menschen zur Thematisierung seines Selbst unter den Bedingungen der Digitalität zu befähigen und zu bestärken. Eine solche Form der pädagogisch angeleiteten *Selbstthematisierung* zielt in erster Linie auf die Befähigung, maschinelle Berechnungen, Ordnungen und Empfehlungen in Relation zur eigenen Verfasstheit sowie den eigenen Gedanken, Zielen und Wünschen abgleichen zu können. Der Gegenstand medienpädagogischer Praxis wäre demnach ein Subjekt, das sich von den Restriktionen, Zwängen und Notwendigkeiten seiner Umwelt abgrenzt, um Handlungsfähigkeit zu erlangen. Zugleich geht damit die ethische Forderung einher, technische Modelle, Codes, Algorithmen oder Künstliche Intelligenzen anhand ihrer erzeugten Begrenzungen, Determinierungen und neu generierten Machtstrukturen zu evaluieren. Den Menschen als *unwissenden* Menschen ernst zu nehmen, würde in diesem Sinne einerseits erfordern, nach weiteren empirischen Belegen dafür zu suchen, inwiefern die Verwendung digitaler Technologien unreflektierte Handlungen bedingt sowie andererseits darauf abzielen, Subjekte im Horizont des Unreflektierten dazu anzuleiten, den eigentlichen Wert und die Motivation des eigenen Handelns bestimmen zu können.

Literatur

- Allert, Heidrun, und Michael Asmussen. 2017. «Bildung als produktive Verwicklung». In *Digitalität und Selbst. Interdisziplinäre Perspektiven auf Subjektivierungs- und Bildungsprozesse*, herausgegeben von Heidrun Allert, Michael Asmussen, und Christoph Richter, 27–68. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.25656/01:22151>
- Amlinger, Carolin, und Oliver Nachtwey. 2022. *Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus*. Berlin: Suhrkamp.

⁷ Dementsprechend liegt der Begriff des Unwissens quer zum Begriff des Nichtwissens (vgl. de Witt und Leineweber 2020; Leineweber 2022b, 147ff.), wenngleich das Präfix «un» (im Anschluss an Freuds Begriff des Unbewussten) stärker jene Aspekte einbezieht, die sich jenseits der bewussten Wahrnehmung abspielen.

- Angerer, Marie-Luise. 2017. *Affektökologie: Intensive Milieus und zufällige Begegnungen*. Lüneburg: meson press.
- Angerer, Marie-Luise. 2022. *Nichtbewusst. Affektive Kurzschlüsse zwischen Psyche und Maschine*. Wien: Turia + Kant.
- Baecker, Dirk. 2018. *4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt*. Leipzig: Merve.
- Balzer, Nicole, Jens Beljan, und Johannes Drerup. 2020. *Charles Taylor. Perspektiven der Erziehungs- und Bildungsphilosophie*. Paderborn: Brill Mentis.
- Bayer, Lothar, und Hans-Martin Lohmann. 2020. «Nachwort». In *Sigmund Freud. Das Unbewusste*, herausgegeben von Lothar Bayer, und Hans-Martin Lohmann, 56–81. Stuttgart: Reclam.
- Bettinger, Patrick. 2018. *Praxeologische Medienbildung. Theoretische und empirische Perspektiven auf sozio-mediale Habitustransformationen*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-21849-2>.
- Bettinger, Patrick. 2020. «Materialität und digitale Medialität in der erziehungswissenschaftlichen Medienforschung. Ein praxeologisch-diskursanalytisch perspektivierter Vermittlungsversuch». In *Jahrbuch Medienpädagogik 15*, herausgegeben von Johannes Fromme, Stefan Iske, Therese Leik, Steffi Rehfeld, Jasmin Bastian, Manuela Pietraß, und Klaus Rummel, 53–77. Zürich: OAPublishing Collective. <https://doi.org/10.21240/mpaed/jb15/2020.03.04.X>.
- Breuer, Ingeborg. 2000. *Charles Taylor zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Bröckling, Ulrich. 2013. *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform* (5. Aufl.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich. 2021. «Das Subjekt auf dem Marktplatz, das Subjekt als ein Marktplatz». In *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*, herausgegeben von Vera King, Benigna Gerisch und Hartmut Rosa, 43–61. Berlin: Suhrkamp.
- Ehrenberg, Alain. 2012. *Das Unbehagen in der Gesellschaft*. Aus dem Französischen von Jürgen Schröder. Berlin: Suhrkamp.
- Eribon, Didier. 2017. *Der Psychoanalyse entkommen*. (2., revidierte Auflage). Aus dem Französischen von Brita Pohl. Wien: Turia + Kant.
- Finkelde, Dominik. 2019. *Slavoj Žižek zwischen Lacan und Hegel. Politische Philosophie, Metapsychologie, Ethik*. Wien: Turia + Kant.
- Finkelde, Dominik. 2022. *Das Objekt, das zu viel wusste. Eine Einführung in die Philosophie nach Lacan*. Wien: Turia + Kant.
- Freud, Sigmund. 1916–1917/1975. «Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse (1916–17 [1915–17])». In *Sigmund Freud Studienausgabe: Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse und Neue Folge, Band I*, herausgegeben von Alexander Mitscherlich, Angela Richards, und James Strachey, 34–447. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Freud, Sigmund. 1924/2020. *Das Unbewusste*, herausgegeben von Lothar Bayer, und Hans-Martin Lohmann. Stuttgart: Reclam.

- Freud, Sigmund. 1970. *Abriss der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur*. Mit einer Rede von Thomas Mann als Nachwort. Frankfurt a.M. und Hamburg: Fischer.
- Gamm, Gerhard. 1994. *Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang aus der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Garz, Detlef, und Friedhelm Ackermann. 2006. «Objektive Hermeneutik». In *Qualitative Methoden der Medienforschung*, herausgegeben von Ruth Ayaß, und Jörg Bergmann, 324–49. Reinbek: Rowohlt.
- Gehring, Petra. 2019. *Über die Körperkraft von Sprache. Studien zum Sprechakt*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Habermas, Jürgen. 1973. «Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik». In *Hermeneutik und Ideologiekritik*, herausgegeben von Jürgen Habermas, Dieter Henrich, und Jacob Taubes, 120–59. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel. 1992. «Nachwort». In *Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*, Charles Taylor, übers. von Hermann Kocyba, mit einem Nachwort von Axel Honneth, 295–314. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel. 2012. «Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung». In *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*, herausgegeben von Christoph Menke und Juliane Rebentisch, 63–80. Berlin: Kadmos.
- Honneth, Axel. 2016. «Freuds Konzept der individuellen Selbstbeziehung». In *Pathologien der Vernunft – Geschichte und Gegenwart der Kritischen Theorie* (4. Aufl.), 157–79. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jörissen, Benjamin. 2015. «Bildung der Dinge: Design und Subjektivation». In *Subjekt – Medium – Bildung*, herausgegeben von Benjamin Jörissen und Torsten Meyer, 215–33. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-06171-5_11.
- Kern, Andrea. 2002. «Wissen vom ›Standpunkte eines Menschen‹». In *Philosophie der Dekonstruktion*, herausgegeben von Andrea Kern und Christoph Menke, 216–42. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- King, Vera, Benigna Gerisch, und Hartmut Rosa. Hrsg. 2021. *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*. Berlin: Suhrkamp.
- King, Vera, Benigna Gerisch, Hartmut Rosa, Julia Schreiber, Charlotte Findeis, Diana Lindner, Benedikt Salfeld, Micha Schlichting, Maike Stenger, und Stella Voigt. 2021. «Optimierung mit Zahlen und digitalen Parametern: Psychische Bedeutung des digitalen Messens und Vergleichens». In *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*, herausgegeben von Vera King, Benigna Gerisch, und Hartmut Rosa, 151–77. Berlin: Suhrkamp.
- Koller, Hans-Christoph. 2012. *Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformativer Bildungsprozesse*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Krickel, Beate. 2022. «Auf der Suche nach dem Unbewussten». In *Gehirn & Geist* 11: 12–19.

- Künkler, Tobias. 2020. «Von starken Wertungen, Umwertungen und der Fülle des Lebens. Charles Taylor lesen als Umlernprozess». In *Charles Taylor. Perspektiven der Erziehungs- und Bildungsphilosophie*, herausgegeben von Nicole Balzer, Jens Beljan und Johannes Drerup, 41–58. Paderborn: Brill Mentis. https://doi.org/10.30965/9783957437242_004.
- Lacan, Jacques. 2019. *Die Bildungen des Unbewussten. Das Seminar Buch V*. Wien: Turia + Kant.
- Leineweber, Christian. 2021. «Digitale Aufklärung? Datenkritik und Urteilsfähigkeit». In *Algorithmisierung und Autonomie im Diskurs. Perspektiven und Reflexionen auf die Logiken algorithmisierter Maschinen. Medien im Diskurs (5)*, herausgegeben von Christian Leineweber, und Claudia de Witt, 125–54. <https://doi.org/10.18445/20211014-095916-0>.
- Leineweber, Christian. 2022a. «Paradoxien im Digitalen – Zum Phänomen der Mensch-Maschine-Interaktion aus bildungstheoretischer Perspektive». In *Von Menschen und Maschinen – Mensch-Maschine-Interaktionen in digitalen Kulturen*, herausgegeben von Selin Gerlek, Sarah Kissler, Thorben Mämecke, und Dennis Möbus, 112–25. Hagen: University Press. <https://doi.org/10.57813/20220620-160005-0>.
- Leineweber, Christian. 2022b. «Lernende Maschinen – eine bildungswissenschaftliche Reflexion». In *Mensch-Maschine-Interaktion – Konzeptionelle, soziale und ethische Implikationen neuer Mensch-Maschine-Verhältnisse*, herausgegeben von Orsolya Friedrich, Sebastian Schleidgen, und Johanna Seifert, 133–52. Münster: Mentis.
- Leineweber, Christian. 2023. «Bildung, Lebenswelt und die technische Semantik des Digitalen». In *Digitalisierte Lebenswelten – Bildungstheoretische Reflexionen*, herausgegeben von Miguel Zulaica y Mugica, und Marc Fabian Buck, 73–90. Berlin, Heidelberg: Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-662-66123-9_4.
- Lipkina, Julia. 2021. «Bildung und Transformation <anders denken> – Über die Bedeutung positiver Erfahrungen für Bildungsprozesse im Anschluss an Charles Taylor». In *Zeitschrift für Pädagogik* 67 (1): 102–19.
- Lipkina, Julia. 2022. ««Wie viel Transformation braucht Bildung?». Erweiterungen und Öffnungen des bildungstheoretischen Diskurses im Anschluss an Charles Taylor». In *Bildung und Transformation. Zur Diskussion eines erziehungswissenschaftlichen Begriffs*, herausgegeben von Douglas Yacek, 123–37. Berlin, Heidelberg: Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-662-64829-2_8.
- Luhmann, Niklas. 1984. *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 2021. *Die Grenzen der Verwaltung*, herausgegeben von Johannes F.K. Schmidt, und Christoph Gesigora. Berlin: Suhrkamp.
- Marcuse, Herbert. 1970. *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Marotzki, Winfried. 1990. *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie – Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften*. Weinheim: DSV.
- Mau, Steffen. 2018. *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen* (2. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.

- Nassehi, Armin. 2019. *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. München: C. H. Beck.
- Noji, Eryk, Uwe Vormbusch, Arndt Neumann, und Uwe Steiner, Hrsg. 2022. *Figurationen von Unsicherheit*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-34772-7>.
- Pagel, Gerda. 1989. *Lacan zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Reckwitz, Andreas, und Hartmut Rosa. 2021. *Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie?*. Berlin: Suhrkamp.
- Röcke, Anja. 2021. *Soziologie der Selbstoptimierung*. Berlin: Suhrkamp.
- Romele, Alberto. 2020. *Digital Hermeneutics. Philosophical Investigations in New Media and Technologies*. London, New York: Routledge.
- Rorty, Richard M., Hrsg. 1992. *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*. Chicago: University Press.
- Rosa, Hartmut. 1998. *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schäfer, Alfred. 2020. *Bildung und Negativität. Annäherungen an die Philosophie Christoph Menkes*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Seifert, Edith. 2018. «Sollen oder Sein? Überlegungen zur Ethik in Psychotherapie und Psychoanalyse». In *Die Wette auf das Unbewusste. Oder was Sie schon immer über Psychoanalyse wissen wollten*, herausgegeben von Iris Hanika, und Edith Seifert, 128–48. Wien: Turia + Kant.
- Senarclens de Grancy, Moritz. 2018. *Selbstwissen*. Hamburg: Textem.
- Senarclens de Grancy, Moritz. 2022. *Der heißeste Wunsch der Menschheit*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Stalder, Felix. 2016. *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp.
- Taylor, Charles. 1975. *Erklärung und Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen. Aufsätze*, herausgegeben von Garbis Kortian. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Taylor, Charles. 1992. *Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*, übers. von Hermann Kocyba, mit einem Nachwort von Axel Honneth. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Taylor, Charles. 1996. *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Übersetzt von Joachim Schulte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Taylor, Charles. 2017. *Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*. Aus dem Englischen von Joachim Schulte. Berlin: Suhrkamp.
- Tuschling, Anna. 2017. *Diskretes und Unbewusstes. Die Psychoanalyse, das Cerebrale und die Technikgeschichte*. Wien: Turia + Kant.
- Waldenfels, Bernhard. 2019. *Erfahrung, die zur Sprache drängt. Studien zur Psychoanalyse und Psychotherapie aus phänomenologischer Sicht*. Berlin: Suhrkamp.
- Waldmann, Maximilian. 2022. «Digitalisierte Lernsettings als prekäre Bearbeitungsformen von Unsicherheit». In *Figurationen von Unsicherheit*, herausgegeben von Eryk Noji, Uwe Vormbusch, Arndt Neumann, und Uwe Steiner, 191–224. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-34772-7_9.

- Weber, Samuel. 2000. *Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Entstellung der Psychoanalyse* (2. Aufl.). Wien: Passagen.
- de Witt, Claudia, und Christian Leineweber. 2020. «Zur Bedeutung des Nichtwissens und die Suche nach Problemlösungen. Bildungstheoretische Überlegungen zur Künstlichen Intelligenz». In *MedienPädagogik. Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung* 39 (Orientierungen): 32–47. <https://doi.org/10.21240/mpaed/39/2020.12.03.X>.
- Wrana, Daniel. 2012b. «Theoretische und methodologische Grundlagen der Analyse diskursiver Praktiken». In *Professionalisierung in Lernberatungsgesprächen. Theoretische Grundlagen und empirische Untersuchungen*, herausgegeben von Daniel Wrana, und Christiane Maier Reinhard, 195–214. Opladen, Berlin & Toronto: Budrich.